

**Achtung: Es gilt das gesprochene Wort.**

Andacht

von Superintendentin Ilka Federschmidt

anlässlich der 66. ordentlichen Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland

am 18. Januar 2014 im Dorint-Hotel in Bad Neuenahr

Liebe Schwestern und Brüder,

ein Bekenntnis mit einem schweren Gewicht.

Es atmet noch die Situation vor 80 Jahren, als andere Mächte und Gewalten und Wahrheiten mit totalitärem Anspruch als Verwüstung der Kirche erfahren wurden, als räuberischer Einbruch in die evangelische Kirche und ihre Gemeinden, eine Verletzung in ihrem innersten Mark.

Es geht hier um das Ganze, bis in die Tiefen der Existenz, um Leben und Sterben, um Vertrauen und Gehorchen, um das eine Wort Gottes, das wir in aller Ausschließlichkeit in Jesus Christus suchen, hören, glauben und befolgen sollen.

Ich habe Respekt vor diesem Bekenntnis, das die Mitglieder der Synode von Barmen 1934 über ihr eigenes Bitten und Verstehen hinaus - und größer als sie selbst - in einem besonderen Augenblick gemeinsam sprechen und wagen konnten. Es ist ihnen wenig später oft genug zwischen den Händen wieder zerronnen, aber es war ausgesprochen und stand da.

Das sind Worte in einer unverfügbaren Vollmacht, die nur der Heilige Geist schenken kann, eine Vollmacht, die wir heute uns nicht einfach zueigen machen können.

Sie kommen aus der Situation einer bedrohlichen Prüfung, die wir in der Weise nicht erleben.

Ich bin überzeugt, dass wir die „Barmer“ These von Christus als dem einen Wort Gottes heute besonders brauchen, auch in unserer Situation.

Aber die Anfechtungen heute sind andere als die vor 80 Jahren, und das finde ich wichtig wahrzunehmen und zuzugestehen.

Dennoch, angefochten sind wir, weiß Gott.

Wir brauchen nur einen Blick auf unsere Tagesordnung zu werfen.

Wir berühren tiefgehende Grenzfragen nach dem Leben und dem Sterben. Fragen nach einem Wirtschaften für das Leben. Wir wollen uns in die Pflicht nehmen lassen für den Schutz unseres Klimas, Anwaltschaft übernehmen für Menschen auf der Flucht, und sind ja zugleich verwoben in die Verhältnisse unserer Welt.

**Landessynode der  
Evangelischen Kirche im Rheinland  
Dezernat V.3 Politik und Kommunikation  
Arbeitsbereich Kommunikation**

verantwortlich: Jens Peter Iven

c/o Dorint-Hotel,  
Am Dahliengarten 1,  
53474 Neuenahr  
Telefon (02641) 895-601 oder -602  
Mobil (0172) 2603373  
Internet [www.ekir.de/presse](http://www.ekir.de/presse)  
E-Mail [pressestelle@ekir.de](mailto:pressestelle@ekir.de)

## Seite 2

Wir ringen mit unseren Finanzen und Strukturen, mit der Frage, wie wir unsere Kirche ordnen und gestalten wollen, und erleben dabei auch Verletzungen und Fehler und Versagen. Die Frage ist ernst, ob die materiellen, betrieblichen und strukturellen Möglichkeiten, die wir haben, zu etwas geworden sind, das uns hat.

Man könnte sagen: Auf ganz andere Weise als die Mütter und Väter im Glauben vor 80 Jahren ringen wir mit uns selbst.

Wie kann die erste These der damaligen Bekenntnissynode einer Landessynode heute, uns heute in unseren Anfechtungen helfen und orientieren?

Sie tut, was sie erklärt. Dass es um Jesus Christus geht, wie er in der Heiligen Schrift bezeugt wird, vollzieht sie, indem sie Jesus selbst zu Wort kommen lässt, und legt uns so eine biblische Spur:

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Was selbst wie eine erhabene These klingt, ist im biblischen Zusammenhang Teil eines bewegten Gespräches. Seine Worte sind eine Antwort.

Antwort auf seinen Jünger Thomas, der offensichtlich verstört und ratlos ist, weil er nicht versteht, was Jesus von seinem Tod und von seiner Verherrlichung und von seinem Weg zu Gott, seinem Vater, sagt.

„Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst; woher sollen wir den Weg wissen?“

Die erste These führt uns also eigentlich in ein Gespräch, das uns das Johannesevangelium miterleben lässt. Nahezu seelsorglich öffnet es durch die Frage des Thomas die vertraute Szene zwischen Jesus und seinen Jüngern auch für uns. Unsere Fragen, unsere Verstörung und Ratlosigkeit dürfen wir in seine legen.

„Wir wissen nicht, wo du hingehst, woher sollen wir den Weg wissen?“

Diese Frage liegt in der Luft in unserer Kirche, in vielen Gemeinden, in unseren Leitungsgremien. Zwischen den Zeilen und ausgesprochen auch auf unserer Synode. Eingeständnis und Sehnsucht, Zweifel und Suche schwingen mit; bei manchen auch Erschöpfung an den Herausforderungen.

Die Frage des Thomas ist für mich wie ein Angebot an uns. Denn sie hat diese eine Adresse: Jesus selbst.

„Herr“, sagt er. Schon in dieser Anrede, mit der wir heute sehr zurückhaltend geworden sind, liegt eine Gegenrede gegen die Ängste und anderen Mächte, die seiner Herr werden wollen.

„Herr, wir wissen nicht... „

Das möchte schon der Anfang der Freiheit von anderen Wahrheiten, Mächten und Gestalten sein, dass unsere Fragen nach dem Weg zuallererst an Jesus Christus selber gehören.

Mit andern Worten: Dass wir in das Gebet gehen mit ihm selbst. Und das, liebe Schwestern und Brüder, mag eine rechte Leitungsaufgabe sein. Sich zu besinnen auf die entscheidende Adresse, auf die Anrede an Jesus, dem Gespräch mit ihm und dem Hören auf ihn Raum zu geben.

Denn indem Thomas Jesus anspricht, gibt er ihm Raum.

Es ist die Gelegenheit für Jesus, seine irritierten und orientierungslosen Jünger auf sich, auf Jesus selbst, zu konzentrieren. „Ich bin der Weg...“. Als würde er sagen: Sieh mich an, hör mir zu. Wie man es zu einem Menschen sagt, der die Nerven verliert, die Orientierung, den Grund unter den Füßen.

Dazu mag die erste Barmer These uns provozieren: Hört hin. Gebt ihm Raum. Gebt ihm Gelegenheit, Euch zu ihm zu kehren.

Aber noch etwas, das uns betrifft, wird deutlich in dem bewegten Gespräch zwischen Thomas und Jesus, auf das die erste Barmer These uns verweist:

Was Thomas verstört, ist Jesus selbst. Seine Ankündigung, einen Leidensweg zu gehen, auf dem sie ihm nicht folgen können – und gerade dadurch verherrlicht zu werden und Gott selbst zu verherrlichen. Gerade dadurch offenbart er den Vater, und zwar ganz und gar, voll gültig.

Seite 3

Jesus Christus ist das eine Wort Gottes.

„Herr, zeige uns den Vater, und es genügt uns“, sagt Philippus da zu Jesus, in demselben Gespräch.

Wie hoch aktuell ist diese Reaktion. Ich erkenne uns wieder.

Ein Jesus, der uns nur die Nähe Gottes, den liebenden Vater zeigt: Ja. Das verstört uns nicht. Provoziert uns nicht. Ficht uns nicht an.

Aber ein Jesus, an den Gott sich ganz und gar bindet, bis in den Tod ans Kreuz? Jesus, der an unserer Stelle mit seinem ganzen Leben die anderen Mächte und Wahrheiten herausfordert und sich mit ihnen auseinandersetzt? Der an unserer Stelle das Ja zu Gott spricht, das wir nicht durchhalten können? Der Gottes Ja zu uns spricht, obwohl es zerbrechen müsste an uns? Was ist mit dem Christus, in dessen Weg Heil und Leben für uns liegt?

Der uns auch heute durch den heiligen Geist hineinziehen will in seine Verkündigung, in sein Tun, in die Nachfolge?

Der uns zumutet, unser Leben loszulassen, damit wir es gewinnen?

Jesus Christus ist das eine Wort Gottes, muten uns die Mütter und Väter der Theologischen Erklärung von Barmen zu.

Durch sein Wort schuf Gott das Leben. In Christus also liegt das Leben. In ihm sind wir eine neue Kreatur. Salz der Erde. Licht der Welt. Nur da. Wir scheinen diesen Jesus zu fliehen. Zu meiden. Auch in unserer Verkündigung und in der Theologie in den vergangenen Jahren. Michael Welker, Theologe an der Universität Heidelberg, spricht sogar von einer „Christophobie“ in Europa, die Jesus eine Kulturfaktor und werteorientierenden Menschen sein lässt. Aber nicht das lebendige Heil der Welt. Nicht der, der uns als Heiden in den Bund Gottes mit seinem Volk Israel unverdientermaßen mit hineinnimmt.

Nicht der, der lebendig gegenwärtig unseren Blick und unsre Ohren auf ihn konzentriert: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Jesus scheint uns zu verstören wie einen Jünger Thomas. Er scheint eine zu große Zumutung zu sein für die säkularisierten Menschen unserer Zeit. Ganz so wie Paulus es vor hunderten Jahren schrieb: Ein Ärgernis für die einen, eine Torheit für die anderen.

Ich fürchte manchmal, ganz persönlich und mit meiner Kirche, vor ihm zu stehen wie der reiche Jüngling im Evangelium. Zu erschrocken, zu gebunden, um seinen Weg mitzugehen, sich ihm ganz anzuvertrauen.

Jesus als der Christus – ein wunder Punkt in der Kirche der Reformation?? Ein blinder Fleck in ihrer Verkündigung und Theologie?

Aber genau da, so glaube ich, liebe Geschwister, liegt tatsächlich der wunde Punkt und der blinde Fleck. Der Grund für so manche Anfälligkeit für andere, lebensfeindliche Mächte und vermeintliche Wahrheiten, Sachzwänge, Spielregeln und Realitäten. Für die Schiefelage in den Prioritäten unserer Tagesordnung.

„Hast du mich lieb?“ fragt der auferstandene Jesus seinen verleugnenden Jünger und Freund Petrus. Uns mag wie Petrus nur die beschämte Antwort bleiben: Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe.

Denn das tun wir. Wollen wir. Das glaube ich.

Gebrochen, angefochten, gefährdet.

Bei Petrus hat Jesus dessen Bekenntnis am Tiefpunkt seiner Beschämung angenommen: „Weide meine Lämmer“. Leite meine Gemeinde. Meine Kirche.

Die Zeichen auch bei uns stehen nicht einfach auf „Weitermachen“. Sondern auf Umkehr. Was zutiefst reformatorisch wäre.

Liebe Geschwister, die erste These der Theologischen Erklärung von Barmen ermutigt und provoziert uns, uns an Jesus Christus zu wenden und ihn um unsere Umkehr zu bitten. An die eine, einzige Adresse. Ihm als dem einen Wort Gottes die schöpferische Kraft an uns und unserer Kirche zuzutrauen, uns eine neue Kirchenkreatur werden zu lassen, die ihre Quelle bei ihm sucht und findet. Wir werden

Seite 4

dadurch nicht Rezepte erhalten für die Haushaltskonsolidierung, für die Ordnung unserer Kirche, für die Fragen der Gerechtigkeit, der Würde des Lebens. Aber wir können vertrauen: Es wird uns verändern und Wirkkraft entfalten für unseren Weg als Kirche.

Über unser Bitten und Verstehen – und größer als wir. Amen.

ooooOoooo